

Scott Frost

RISK

**Du sollst mich
fürchten**

Psychothriller

Aus dem Amerikanischen von
Karl-Heinz Ebnet

Knaur Taschenbuch Verlag

I

Im Saal hing der starke Geruch von zu vielen Rosen, wie man ihn aus den Krankenzimmern von Unfallopfern kennt. Eine süßliche, leicht ungesunde Luft. Sie riecht so gut, dass man sofort weiß, etwas Schreckliches muss vorgefallen sein.

Schon komisch, dass das Leben, das man sich für sein Kind vorstellt, so gar nichts mit der Wirklichkeit zu tun hat. Darin unterscheidet es sich kaum vom Polizistendasein, außer dass mich das, was ich zu Gesicht bekomme, umso weniger überrascht, je länger ich Polizistin bin. Und je länger ich Mutter bin ... Na ja, ich muss das nicht weiter ausführen, oder?

Ich sah dem Auftritt meiner Tochter bei einem Schönheitswettbewerb zu. Es ging um nichts Geringeres als die Wahl zur Königin der Rosenparade. Wie kann man sich auf einen solchen Augenblick vorbereiten?

Wie zum Teufel war das bloß alles passiert?

Eigentlich hätte ich mich glücklich schätzen sollen, dass meine Tochter auf der Bühne stand, nicht wahr? Sie ist hübsch, intelligent. Nur, bei Schönheitsköniginnen habe ich immer Mädchen aus Texas vor mir gesehen, in deren Augen der Glanz eines missionarischen Eifers lag, als würden sie einem eine bestimmte Glaubensmarke andre-

hen wollen. Und immer hatte ich mir dabei vorgestellt, es wären natürlich die Töchter von anderen.

Vielleicht liegt es daran, dass ich Polizistin bin, wenn ich an das alles nicht so recht glauben wollte. Man musste sich nur die Mädchen auf der Bühne anschauen. Von links nach rechts: Kimberley, Rebecca, Kellie, Grace, Caitlin. Sie alle hatten etwas zu verbergen – es war nicht zu übersehen. Dazu brauchte es noch nicht mal den Blick eines Polizisten. Kellie hatte sich die Nase richten lassen, Grace die Zähne, Caitlin die Lippen ... Weiß Gott, was Kimberley alles an sich hatte machen lassen. Und Rebecca ... an Rebecca war so ziemlich alles retuschiert.

Was nicht perfekt ist, kann verborgen werden. Schönheitsköniginnen klammern sich daran, als wäre es eine unerschütterliche Wahrheit.

Meine eigene Tochter verheimlichte bei der Bewerbung zum Wettbewerb zwei Piercings. Ich könnte drauf wetten, dass die Juroren darüber nicht glücklich sein dürften: Ich jedenfalls war es nicht. Ich erfuhr davon nur, weil ich in ihrem Badezimmer das Desinfektionsspray fand.

Nichts lässt sich jemals wirklich verbergen – niemals. Die einzige unerschütterliche Wahrheit eines Polizisten.

Ich sah zu meiner Tochter und überlegte, wie sie mir hatte so fremd werden können. Ich wusste es nicht. Es geschah einfach so wie der Wechsel der Jahreszeiten.

Ein Abgeordneter des Umzugkomitees in weißem Anzug ging von Juror zu Juror und sammelte die Zettel mit den Punktzahlen ein. Ich sah mich nach den Eltern der anderen Mitbewerberinnen im Saal um. Sie waren leicht zu erkennen. Sie schienen alle einem verlorenen Stamm von

Menschen mit vollkommen ebenmäßigen Gesichtszügen und Gliedmaßen anzugehören. Es war kein Zufall, dass ihre Töchter auf der Bühne standen. Manche von ihnen hatten seit ihrem fünften Lebensjahr an dem Umzug teilgenommen. Aber warum Lacy? Es wollte mir nicht in den Kopf. Vor einem halben Jahr noch hatte ihre Garderobe aus nichts anderem als Jeans, T-Shirts und Doc Martens bestanden. Was machte sie in Taft und Schuhen mit hochhackigen Absätzen?

Ich sah zu den beiden Beamten aus unserem SWAT-Team, die in dunklen Anzügen am Saaleingang standen. In den Wochen vor dem Umzug waren Gerüchte aufgekommen, dass das Undenkbare geschehen würde. Aber solche Gerüchte kursierten jetzt überall. Bei jeder öffentlichen Veranstaltung, bei jedem Krümel weißen Pulvers, das nicht zuzuordnen war; sie waren allgegenwärtig. Im Saal waren alle erdenklichen Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Die Tatsache, dass die Tochter einer Polizistin zu den Bewerberinnen gehörte, schien allen Beteiligten ein größeres Gefühl von Sicherheit zu vermitteln. Allen außer mir.

Der Conferencier, ein ehemaliger Fernsehschauspieler, der vage Ähnlichkeit mit sich selbst in jüngeren Jahren aufwies, schritt zum Mikro.

»Ladys und Gentlemen, es ist so weit, wir kommen zur Krönung unserer neuen Königin.«

Der Saal verstummte. Ich sah zu Lacy und fragte mich, ob ich es überleben würde, Mutter zu sein. Sie hatte mir um jeden einzelnen Nervenstrang im Leib eine Schlinge gelegt, und nun zog sie sie straff. Das ändert sich nie, angefangen von dem Moment, in dem der Arzt sie dir auf die

Brust legt, bis zu dem Augenblick, in dem man den Brustwarzenring und das Diaphragma in der Schublade mit den Socken findet.

Mein Pager begann zu vibrieren. Die Frau neben mir warf mir einen Blick zu, als wäre ich soeben aus einem Müllcontainer gekrochen. Ich zog ein wenig meine Jacke zurück, damit sie die Waffe an meiner Hüfte sehen konnte. Mit blankem Entsetzen starrte sie sie an, wie es immer geschieht, wenn Zivilisten eine Waffe zu Gesicht bekommen.

»Meine Tochter ist die Zweite von rechts«, flüsterte ich ihr zu. »Sieht sie nicht toll aus?«

Die Frau lächelte nervös und sah schnell wieder weg. Anscheinend hatte sie keine Lust, einer von Leidenschaft gepackten Mutter zu widersprechen.

Ich sah auf den Pager: die Handynummer meines Partners. Ich hatte ihn angewiesen, mich keinesfalls zu stören, außer man fand eine Leiche. Offensichtlich war irgendjemand irgendwo in Pasadena eines gewaltsamen Todes gestorben.

Ich versuchte mich auf die Bühne zu konzentrieren, meine Gedanken aber schweiften zum fernen Tatort. Ich stellte mir die Position der Leiche vor und ließ dann das Geschehen Schritt für Schritt rückwärts ablaufen. Ich konnte den dumpfen Aufprall des Opfers auf dem Boden hören. Den Knall eines Schusses. Die Geräusche eines Handgemenges. Reißenden Stoff. Einzelne Stimmen, die immer wütender wurden, je weiter alles außer Kontrolle geriet.

Ein Blitzlicht flammte auf.

»Und die Rosenkönigin des Jahres 2003 ist ...«

»Komm schon, Lacy«, flüsterte ich. »Du schaffst es!«
Ein Junge um die zwanzig mit langen Dreadlocks und einer knielangen Jacke sprang auf der anderen Seite des Gangs von seinem Platz auf, kam ins Stolpern und stürzte fast zu meinen Füßen auf den Teppich. Verlegen sah er kurz zu mir auf, als würde er mich kennen, dann lief er durch den Gang und verschwand. Ich hörte, wie hinter mir Bewegung in die Menge kam. Aus dem Augenwinkel sah ich jemanden aus dem Publikum, der sich erhob und voller Entsetzen zur Bühne deutete.

Als ich mich wieder nach vorn wandte, sah ich Lacy, die ihr Kleid lüpfte und eine dunkle, an ihrem Oberschenkel befestigte Plastikflasche löste.

»Ihr vergiftet den Planeten für eine beschissene Parade!«, rief Lacy und sprühte dabei ihr Unkrautvernichtungsmittel ins Publikum. »Pestizide töten, Herbizide sind Gift. Ihr alle seid Mörder!«

Die Leute warfen sich unter die Stühle und hielten sich schützend die Programmhefte über den Kopf, jemand schrie: »Gift, das ist Gift, sie hat Gift!«

Ich sprang von meinem Platz auf und schob mich durch die in Panik geratenen Zuschauer, die durch den Mittelgang zu fliehen versuchten. Auf der anderen Seite des Saals zog einer der SWAT-Beamten seine Waffe und stürzte in Richtung Bühne; offensichtlich hielt er meine Tochter für bewaffnet.

»Nein«, rief ich ihm zu, was aber im Geschrei und Chaos, das im Saal herrschte, unterging.

Ich zückte meinen Ausweis, rief »Polizei«, hoffte mir dadurch einen Weg durch die Menge bahnen zu können,

aber die Leute hatten nur die Ausgangsschilder im Blick. Eine Frau in einem rosafarbenen Kleid krachte gegen mich. Sie hatte Tränen in den Augen, ihr Haar war mit Unkrautvernichtungsmittel besprüht. Kurz sah sie mich an, bevor sie mit dem Rest der Menge weitergespült wurde.

Jemand, der den Beamten mit seiner Waffe erblickte, schrie: »O Gott, er ist bewaffnet!«

Ich erreichte in dem Moment die Bühne, als der SWAT-Beamte auf der gegenüberliegenden Seite mit angelegter Waffe die Treppe hochstürmte. Ein Ordner versuchte mich aufzuhalten, ich packte seine Hand und verdrehte sie ihm weit genug, um ihn möglichst schnell aus dem Weg zu schaffen. Eine der Bewerberinnen auf der Bühne weinte, schüttelte dabei die erhobenen Hände, als hätte sie in etwas Heißes gefasst. Der SWAT-Beamte war noch etwa sieben Meter von Lacy entfernt und richtete die Waffe auf sie.

»Nein!«, rief ich, aber er hörte mich nicht.

Als Lacy den SWAT-Beamten bemerkte, drehte sie sich ihm zu und hob die Spraydose.

»Lacy!«, kreischte ich.

Der SWAT-Beamte nahm die Waffe in Anschlag. In diesem Augenblick ergriffen zwei Ordner Lacy von hinten, die Spraydose wurde ihr aus der Hand geschlagen und schien einen Augenblick lang in der Luft zu schweben, bevor sie mit einem dumpfen Knall auf dem Boden aufschlug.

Im Publikum herrschte absolute Stille. Alle Bewegungen gefroren.

Der Beamte starrte kurz auf die Dose am Boden, dann ließ er den Blick über die Bühne zu mir schweifen, holte tief Luft und schob schnell die Waffe unter sein Jackett. Jemand sagte: »Es ist vorbei, es ist vorbei«, während die beiden Ordner Lacy hinter die Bühne führten. Ich atmete durch.

Der Conferencier, der den Schönheitswettbewerb anscheinend mit der ersten Spaceshuttle-Katastrophe verwechselte, trat ans Mikro und sagte: »Ladys und Gentlemen, wir hatten einen technischen Defekt.«

Hinter der Bühne wurde Lacy auf einem Klappstuhl platziert, sie war von einem Dutzend grauhaariger Männer in weißen Anzügen umringt, die am Rande des Herzinfarkts standen. Der Wortführer stand über Lacy gebeugt, er zitterte vor Wut und wiederholte sich.

»Sie stecken in großen Schwierigkeiten, junge Dame! Sie stecken in großen Schwierigkeiten!«

Als Lacy mich sah, richtete sie sich im Stuhl auf und versuchte den Eindruck zu vermitteln, als hätte sie noch alles unter Kontrolle. Ich ging zu ihr, erhaschte kurz ihren Blick, dann wandte ich mich an die Männer in den Anzügen.

»Ich bin ihre Mutter.«

Der Mann, der über sie gebeugt war, drehte sich zu mir um. Die Adern an seinem Hals waren geschwollen. Entgeistert starrte er mich an, dann brüllte er: »Sie ist disqualifiziert!«

»Ich glaube, das ist ihr klar«, sagte ich.

Er erbebt wie ein Baum kurz vorm Umfallen. »In all meinen Jahren ...«

»Ja.«

»Hab ich nie ...«

»Ich weiß.«

»Es hätten Leute verletzt werden können!«

»Nur wenn sie nützliche Insekten gewesen wären!«, sagte Lacy.

Ich sah zu ihr und schüttelte den Kopf.

»Das reicht jetzt, junge Dame«, sagte der Abgeordnete des Umzugkomitees. Wütend wandte er sich an mich.

»Was sind Sie bloß für eine Mutter?«

Die Frage traf mich völlig unvorbereitet. Wer wollte denn wirklich eine Antwort darauf hören? Ich zückte meinen Ausweis und hielt ihn ihm vor sein gerötetes Gesicht.

»Ich bin Lieutenant Delillo, Pasadena Police.«

Er starrte auf den Ausweis, als stünde er vor einem unlösbaren Rätsel. »Ein Polizist?«

»Polizistin ... Lieutenant ... Mutter.«

Die Männer in den weißen Anzügen sahen sich entgeistert an.

»Ich kümmere mich darum«, sagte ich.

»Das machen Sie mal lieber!«, brüllte der Wortführer.

Ich nahm Lacy am Arm und führte sie zur Bühnentür. Und falls es hinsichtlich seiner früheren Aussage irgendwelche Missverständnisse gegeben haben sollte, brüllte er uns ein weiteres Mal zu: »Sie ist disqualifiziert!«

»Arschloch!«, rief Lacy, während ich sie durch die Tür schob.

Draußen beleuchtete der Vollmond den Parkplatz mit einem fast unnatürlichen blauen Licht. Während wir

schweigend zum Wagen gingen, schwor ich mir, kein einziges der unzähligen elterlichen Klischees von mir zu geben, die mir auf der Zunge lagen.

»Ich ...«

Ich schaffte es, den ersten Ausbruch abzuwehren.

»Was?«, sagte Lacy.

Ich atmete tief durch und versuchte die Worte hinunterzuschlucken. »Nichts.«

»Gut.«

»Hast du ...« Ich biss mir auf die Lippen.

»Na los, sag es schon, ich weiß, dass du es sagen willst.«

Es war erschreckend, wie gut sie mich kannte.

»Ich hoffe, du bist stolz auf dich.«

»Ja, das bin ich«, sagte Lacy, ohne klein beizugeben, wie ich es soeben getan hatte. Sie drehte sich mir zu. Ich blickte weiterhin starr geradeaus.

»Ich hab was getan, wovon ich überzeugt bin. Das kann nicht falsch sein.«

Im Osten ragten über uns die schneebedeckten Gipfel der San Gabriels auf wie der bunt bemalte Hintergrund einer Konzertbühne. Irgendwo blühte Jasmin, die Luft war erfüllt von seinem süßen Duft. Jemand hatte das Dach seines Hauses mit Kunstschnee besprüht und eine Palme mit weihnachtlichen Lichtergirlanden verziert. Es war einer dieser vollkommenen Abende, der Reklame für den kalifornischen Traum machte, ohne dass ein weiteres Wort dazu nötig gewesen wäre. Aber ich konnte mich nicht darauf einlassen. Dafür hatte Lacy gesorgt. Es war alles Fiktion, genau wie die Vorstellung, dass man Schönheit bewerten könnte.

Die Wahrheit, oder die einzige Wahrheit, mit der ich mich bereitwillig und unumwunden auseinandersetzen wollte, war der Anruf auf meinem Pager. Irgendwo unterhalb dieser Berge, im Schwemmland, auf dem Pasadena errichtet worden war, gab es einen Menschen, der durch Gewaltanwendung ums Leben gekommen war.

Wir erreichten den Wagen und stiegen ein. Lacy zog ihre rosafarbenen Pumps aus und sog tief und erleichtert die Luft ein. Es gab eine Menge Dinge, die ich ihr sagen wollte, und einige wenige, die ich ihr hätte sagen sollen ... *Du bist mir schon eine. Ich kann deine Methoden nicht gutheißen, aber ich bin stolz auf dich. Ich wünschte mir, ich könnte auch an etwas so fest glauben wie du.*

Nichts davon sagte ich.

»Ich hab einen Anruf bekommen, um den ich mich kümmern muss. Ich setz dich zu Hause ab.«

Lacy nickte und starrte vor sich hin. »Klar, Mum. Warum sollte es heute Abend anders sein? Mach schon, kümmere dich um die Toten.«

Wir fuhren los. Lacy öffnete das Beifahrerfenster und hielt die Pumps wie beiläufig hinaus ins Mondlicht. Sie ließ sie einmal um ihren Finger kreiseln, dann hörte ich, wie sie auf dem Teer aufprallten und über den Bordstein schlitterten wie Ratten, die zu ihren Verstecken huschten. Ich sah kurz zu meiner Tochter rüber, die vor sich hin starrte, in ihren Mundwinkeln der Anflug eines Lächelns. Es war ein perfekter Augenblick. Ihr Augenblick. Ich richtete meine Aufmerksamkeit wieder auf die Straße und schaffte es irgendwie, den Mund zu halten.